

lassen wir uns nicht entmutigen und denken wir an Schillers Wort:
Im Fleiß kann dich die Dämonie meistern,
In der Geschäftigkeit ein Wurm dein Lehrer sein.
Dein Wissen teilest du mit vorgezogenen Geistes,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Diplomierte Hausgehilfinnen

Der Beruf der „Hausangestellten“ ist in Amerika wenig beliebt. „Dienstboten“ zu sein, ist in den Augen der meisten Amerikanerinnen etwas Minderwertiges. Viel lieber werden sie Verkäuferinnen oder Stenotypistinnen, selbst für bedeutend geringeren Lohn. Das war für die amerikanischen Frauen recht verständlich und sie sahen keine Aussicht mehr, die nötige Hilfe im Hause zu erhalten. Sie dachten deshalb über ein Mittel nach, dem Zustand abzuwehren. Schließlich kamen einige Frauen auf die Idee, den Beruf der Hausangestellten zu einem besonderen Berufe zu machen, den keineswegs jedes Mädchen zu bekleiden imstande und zu dem ein besonderer Befähigungsnachweis und ein Diplom notwendig ist.

Das war die Lösung des Problems. Und es wurde denn auch gleich eine Schule für Dienstmädchen gegründet; eine Schule mit täglichem Unterricht und einem Diplom zum Abschluß der Kurse, das aber nur denjenigen beschieden ist, die ihre Fähigkeiten als Köchin, Näherin, Kammerfrau und Alleinmädchen bewiesen haben. In allen diesen verschiedenen Fächern sind besondere Kurse eingerichtet worden und dem Verständnis der Rechte und Pflichten einer Hausangestellten geweiht. Jede „Studentin“ und jedes diplomierte Mädchen hat das Recht, sich mit Freunden anreden zu lassen, und zwar sowohl durch ihre Lehrer, als auch durch ihre Arbeitgeber. Wer einen solchen diplomierten Dienstboten in seine Dienste nimmt, verpflichtet sich, ihn nicht länger als neun Stunden am Tage arbeiten zu lassen und jede Ueberbürdung besonders zu bezahlen. Das Gehalt ist so geregelt, daß das Mädchen nach Wunsch in von ihm eigens gemieteten Zimmern wohnen und ihre Mahlzeiten in einem Restaurant einnehmen kann. Es muß in seiner Lebensweise genau so gestellt sein wie eine Stenotypistin oder eine Verkäuferin. Ihm steht die Arbeit so gewöhnlich wie möglich auszuführen, stets zuvorkommend und freundlich, höflich und ehrlich zu sein, sich nett zu kleiden und sich in jeder Hinsicht gehörig zu betragen. In der Tat, wenn diese Schule den Erfolg hat, den man von ihr erwartet, dann wird ein idealer Zustand geschaffen sein. Und dann wird Europa sicherlich mit solchen Schulen bald nachfolgen.

Der gut beleuchtete Eingangslur

Die Visitenkarte einer Wohnung ist der Eingangslur. Die Diele. In den seltensten Fällen verfügt man hier über genügend Tageslicht, man ist also während des ganzen Jahres auf künstliche Beleuchtung angewiesen. Trägt man nun diesem Umstand Rechnung? — Bestimmt nicht! Gewöhnlich begnügt man sich mit einer Lampe möglichst kleinster Wattstärke. In einer Familie war der Hausfrau die überzogene Lampe noch zu kostspielig; sie ließ eine kleine bunte Lampe einbauen — und diese nachts bunte Beleuchtung wirkte niederdrückend und war zugleich Sparlichkeit am falschen Platze, weil man ja diesen Raum zum Ablegen und Anziehen der Ueberkleidung dauernd in Anspruch nimmt. Verläßt der Berufstätige morgens sein Heim, wirft er noch schnell einen Blick in den Spiegel, um sich vom einwandfreien Sitz seiner Kleidung zu überzeugen. Ebenso geht es dem Besucher, der die Wohnung betreten will, ganz abgesehen davon, daß hier meist die erste Begrüßung stattfindet. Man sollte also nicht nur für eine genügend starke Allgemeinbeleuchtung, sondern auch noch für eine gute Spiegelbeleuchtung — für eine solche also, die das Gesicht richtig beleuchtet, ohne die Augen zu blenden, Sorge tragen. Außer den einmaligen Anschaffungskosten kommen nur die ganz geringen Stromkosten in Frage, die deswegen gar nicht ins Gewicht fallen, weil man den Lur nur immer ganz kurze Zeit benutzt. Stellt man die durchschnittliche tägliche Benutzungsdauer mit einer Stunde in Rechnung, so entstehen bei einem Strompreis von 40 Pfennig unter Verwendung von 3 Lampen von zusammen 75 Watt nur 3 Pf. Umlaufkosten, die in keinem Verhältnis stehen zu der Freude der Annehmlichkeiten, die man sich mit so geringem Aufwand an Kosten verschafft.

Zahlen des Lebens

Von Th. Poggendorf.

1800 Millionen Menschen bevölkern die Erde, die trotz der gemäßigten klingen den Zahl auf der kleinen Insel Bornholm eine Generalversammlung abhalten könnten. 3064 Sprachen sind uns bekannt. Ueber 4100 Religionen werden gepredigt. 46 Trillionen Menschen haben nach den Berechnungen der Statistiker bis zur Stunde auf unserem Erdball gelebt. Demnach hätten auf jeder Quadratmeile festen Bodens circa 135 Millionen Menschen gewohnt, oder fünf Menschen auf einem Quadratfuß. Die enge Verwandtschaft des heutigen Menschengeschlechtes untereinander „von Adam her“ ergibt sich aus der Tatsache, daß jeder heute lebende Mensch eine Ahnenreihe von 4000 Elternpaaren seit Beginn unserer Zeitrechnung besitzt.

Interessant ist ein Blick auf das Wachstum der Völker. Ägypten hat seit dem Altertum seine Einwohnerzahl kaum vermehrt. Die Franzosen haben sich seit 1480 verdreifacht, die Spanier verdoppelt, die Italiener vervierfacht, die Deutschen verfünffacht, und Ausland soll heute sogar eine 50 mal größere Bevölkerungszahl besitzen, als vor 500 Jahren. Zählte die Erde um das Jahr 1800 nur 775 Millionen, so dürfte Europa allein, der Gesammtheit des Bevölkerungszuwachses entsprechend, im Jahre 1980 nahezu eine Milliarde Menschen aufweisen.

Einige Tatsachen, die sich mehr auf den einzelnen Menschen beziehen, seien ebenfalls kurz angeführt: Das Durchschnittsalter des Gegenwärtigen beträgt nur 33 1/2 Jahre. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 7. Lebensjahre, ein weiteres 17. Lebensjahre. Von 100 Menschen erreichen nur sechs das 60. und von 1000 nur einer das 100. Lebensjahr; nur ein Mensch unter 500 wird 80 Jahre alt.

Von den 1 800 000 000 lebenden Menschen sterben jährlich 333 000 000, täglich 91 000, 60 in der Minute, also in jeder Sekunde einer. Nur 900 Menschen von einer Million sterben eines „natürlichen Todes“, d. h. infolge hohen Alters. Nach ärztlichen Angaben erliegen 1200 der Gicht, 2700 Schlaganfällen, 7000 der Rose, 7500 der Tuberkulose (von der sich jedoch an jeder fünften Leiche Spuren nachweisen lassen), 18 400 an Malaria, 48 000 raift das Scharlachfieber dahin, 25 000 der Keuchhusten, 30 000 typhöse Erkrankungen usw. Dazu kommen Unglücksfälle, Kriege, Tod durch wilde Tiere (allein in Indien etwa 30 000). Wo Sterbeziffern überwiegen, wird das Gleichgewicht in der Regel durch erhöhte Geburtenzahl wieder hergestellt. Auf eine Million Geburten entfallen 10 000 Zwillinge, 100 Drillings und ein Vierling. Fünftlinge sind entsprechend seltener.

Die meisten Heiraten in Europa werden im Sommer und Spätherbst geschlossen. Im Frühjahr geborene Kinder sollen die lebenskräftigsten sein. Die längere Lebensdauer hat das „schwächere Geschlecht“, das im Durchschnitt 3,3 Jahre länger lebt. In Deutschland kommen auf 500 Frauen, die das 50. Lebensjahr erreichen, nur 413 Männer.

Brombeeren

gelten im allgemeinen als ziemlich wertloses Obst und doch verdienten sie, durchaus als vollwertige Früchte anerkannt zu werden, da man ihnen eine nachweisbare blutbildende Eigenschaft zuspricht. Sie schmecken vorzüglich als Saft zubereitet, können auch als Marmelade, für rote Grütze und mit einer herberen Fruchtart zusammen als Gelee zubereitet werden. Ganz hervorragend schmeckt Brombeersaft, der oftmals für den edelsten, vollsten Likör, sogar von Kennern, gehalten wird. Man bereitet ihn auf folgende Weise: 1/2 Liter Brombeersaft, der aber nur durch Abtropfen, niemals (wenigstens für die Likörverwendung), durch Pressen gewonnen wird, wird aufgekocht mit etwa 200 bis 300 Gramm Zucker. Nach dem Erkalten vermischt man den Saft mit 1/4 Liter Weingeist, kocht die Flüssigkeit zu, und läßt den Likör mindestens 4 Wochen stehen. Bemerk sei noch, daß man Brombeeren, ganz gleich, wozu man sie verwendet, am besten erst in fast überreife Zustand pflückt, ihr Aroma ist so erst hervorragend, zudem spart man auch im Zubereitungsstadium ein ganz Teil Zucker.

Brombeeruppe: 1 Pfund Brombeeren werden schnell und sehr heiß gewaschen, mit 1 Liter Wasser und wenig Zucker zum Aufkochen gebracht und zum Erkalten hingestellt. In die fertige Suppe gibt man Griechische oder Makronen.

Brombeerspeise: Die Brombeeren werden schnell gewaschen und mit Zucker schichtweise untermischt, zum Durchziehen 1/2 Stunde zugedeckt an einen kühlen Ort gestellt. Einige werden zu steifem Schnee geschlagen, sehr wenig gefüllt (nach Belieben auch mit etwas Zitronensäure vermischt) und kleine Mengen zwischen die durchgezogenen Brombeeren gegeben, ohne daß jedoch beides mit einander vermischt werden darf. Vorzüglich im Geschmack und für blutarme Kinder sehr zu empfehlen.

Aus dem Engen und Weiten

Die Raune der schönen Gläubigerin.

Kürzlich hatte der weiße Stab eines Pariser Verkehrsinspektors an einer Straßekreuzung die breite Kraftwagenstraße aufgefalten, die sich die Avenue des Champs-Élysées hinab wälzte. Alle Wagen warteten folgsam auf den befreienden Wink des Verkehrsgewaltigen. Da sah dieser plötzlich, wie eine elegante junge Dame in einem luxuriösen Kraftwagen mit zornsprühenden Augen den Ganghobel einschaltete und unter Vollgas auf ihren einige Meter entfernt wartenden Vordermann losfuhr. Entsetzt schrie er: „Halt! Halt! Halt!“ und schickte sich eine Zigarette zwischen ihre purpurroten Lippen. Dann betrachtete sie mit stichtlicher Genugtuung den Schaden, den sie am fremden Kraftwagen angerichtet hatte, und ließ sich siegesbewußt und ohne Widerstreben zum nächsten Polizeirevier führen. Dort erklärte sie in Gegenwart des Besitzers des angegriffenen Wagens: „Dieser Herr hier schuldete mir seit langem einen größeren Betrag und besitzt die Unverschämtheit, mich auf die Rückzahlung warten zu lassen. Als ich vorhin seinen Wagen vor mir erkannte, beschloß ich, ihm seiner Unhöflichkeit wegen eine Lehre zu geben und mich dadurch bezahlt zu machen, daß ich seinen Wagen beschädigte. Die Sache ist damit für mich erledigt.“ Der Polizei kostete es einige Mühe, der jungen Dame verständlich zu machen, daß die Sache noch lange nicht erledigt sei und daß es in einem geordneten Staat noch andere, weniger gefährliche Mittel gebe, um „Guthaben einzutreiben.“

Kellnerinnen in Kniehosen.

Wie wir in den „Deutschen Hotel-Nachrichten“ lesen, hat ein Londoner Hotel aus praktischen Gründen seine sämtlichen Kellnerinnen mit Kniehosen ausgestattet, da der Rock, mag derselbe infolge seiner gegenwärtigen Form die Beweglichkeit des weiblichen Bedienungspersonals auch nicht mehr so behindern, wie dies in früheren Zeiten der Fall war, doch einen Vergleich mit der praktischen Kniehose nicht aufnehmen kann. Natürlich hat diese Neuerung großes Interesse beim Publikum gefunden, wie das seitdem stets überfüllte Lokal beweist.

Bücherfisch

Das neue Dasein (64. Jahrg. Nr. 48) ist erschienen und bietet in Wort und Bild beste Beispiele der Schriftführung und der besten Unterhaltung und vielseitige Anregung. Ein großer, reich illustrierter Aufsatz beschäftigt sich mit „Briefmarken im Dienste der Wohltätigkeit“. Sein Karl Seiland zeigt aus seiner wertvollen Privatammlung alte, japanische Masken. Dr. Albert Neuburger beschreibt anschaulich den Werdegang der Kunststoffe. Carl Lange plaudert „Allerlei aus Dantsig“. H. Gerold gibt Winke für „Das neue Wirtschaftsbuch der Hausfrau“. Zum Gedächtnis Buffalo Bills schrieb Felix Baumann einen Aufsatz. Neben einem Abriss des historischen Romans „Charlottenhof“ von Ilse Leitz steht eine abgeschlossene Erzählung. Man findet mit einem gefundenen Hund“ von Felix L. Wanger und ein reizendes Stimmungsbild „Spaziergang durch eine alte Gasse“ von Max Jungnickel. Die Berufsberatung des Daseins, das Frauen-dasein, eine Wochenchau im Bild, der farbenprächtigen künstlerische Bildschmuck des Festes, Anekdoten, Verse, praktische Ratsschläge, Rätsel und der wertvolle, überflüssige Anzeigen-teil vervollständigen den Inhalt.

Verantwortlich: H. Seimelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. S. A. Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 35

Altena, den 28. August

1928

Die kommende Familienpolitik

Die Geburtenziffer des Jahres 1927 beträgt 18,8 auf 1000 Einwohner. Die geringe Fruchtbarkeit der deutschen Ehefrau wird nach anderen Statistiken nur noch von der französischen in der Welt unterboten. Das bedeutet (da die zur Erhaltung notwendige Zahl 20 auf 1000 ist), daß in absehbarer Zeit der Rückgang unseres Volkes beginnt, der es langsam gegenüber den andringenden slawischen Völkern zum Erliegen bringt. Unter dem Druck dieser Tatsachen haben wohl alle Parteien und Regierungen angefangen, sich mit einem noch jungen Gebiet der Politik zu beschäftigen, der Politik der Erhaltung der Familie, von deren inneren Festigkeit und wirtschaftlichen Kraft allein unsere Zukunft abhängt. Der Niederschlag dieser neuen Probleme findet sich in der Regierungserklärung und ihrer Beiprägung im Reichstag.

Sie sagte Reichskanzler Müller:
„Die Träger der Sozialversicherung müssen sich in den Dienst der Bevölkerungspolitik stellen, die den Schutz und die Förderung der Familie betont.“

Die Wohnungsnot beeinträchtigt nach wie vor die Gesundheit unseres Volkslebens. Der Erhaltung des Wohnraums und dem Bau neuer Wohnungen wird die Regierung ihre besondere Sorge zuwenden und dabei den Bedürfnissen der unermittelten und minderermittelten wohnungslosen Volkskreise, vor allem der neugegründeten und der kinderreichen Familien sowie der Kriegsoberbeschädigten und Kriegshinterbliebenen vorzugsweise Rechnung tragen. Darüber hinaus sind auch andere Maßnahmen zur Erleichterung der kranken und kranken Familien zu treffen.“

Und in der Beiprägung sagte ein Abgeordneter einer großen Partei:

Die Reichregierung hat in ihrer Erklärung weitere Maßnahmen zum Schutz und zur Förderung der Familie, insbesondere der kinderreichen, angekündigt. Wir wünschen, daß sie über die Weiterführung bereits wirksamer Einrichtungen hinaus unverzüglich in eine ernsthafte Prüfung des Planes zwecks Schaffung einer Elternschaftsversicherung auf der Grundlage der Verantwortung der Familien und des Gesamtvolkes eintritt. Der Schutz des Familienlebens schließt nach unserer Ueberzeugung mehr in sich ein als bloße wirtschaftliche und wohnungspolitische Existenzsicherung. Daneben muß die positive Arbeit der staatlichen Gesetzgebung für die Erhaltung der geistigen und sittlichen Grundlagen unseres Volkslebens und ein geistig kultureller Jugendschutz geleistet werden.

Die Verächtlichmachung der Ehe und der Würde der Mutterchaft in Wort und Bild, Erleichterungen der Scheidung und weitere Abschwächung der Strafbestimmungen gegen Abtreibung stehen in schärfstem Widerspruch zu dem auch in der Weimarer Verfassung hochgewerteten Familiengedanken. Man könnte darauf hinweisen, daß die Verprechungen der Regierungserklärungen nicht immer in die Tat umgesetzt werden. Wir glauben aber, der Druck der Tatsachen, die ganz rapide Abnahme der Kinder in unserem Volke bei gleichzeitiger Zunahme der „Alten“, führt zwangsläufig zu der Erkenntnis, daß wir vor der Frage „Sein oder Nichtsein“ stehen und daß wir nur die Wahl haben zwischen tatkräftigen Schwereisen oder einem mutlosen Dahinsinken unseres Volkstörpers.

Dr. Bgn.

Der lebendige Spiegel

Von L. Schmitz.

Wie ein jeglicher von uns nicht vom Himmel fällt, sondern geboren wird als Kind seiner Eltern, als Enkel seiner Großeltern, als Glied einer Familie, eines Geschlechtes, so ist auch in jedem von uns mehr oder minder ein Teil

von dem lebendig, was unsere Vorfahren geliebt und getrachtet, und was sie vollbracht an guten und schlechten Werken.

Nie wird mir das bewußt, als wenn ich ein Kind beobachte. In dieser oder jener Handlung, in dieser oder jener Sonderheit beim Sprechen, beim Spielen oder sonst kündigt darin sich nicht das Erbe, das einem Kinde überkommen: von seinen Eltern, von den Großeltern oder gar von jenen Vorfahren, von denen ich kaum mehr weiß, als daß sie einmal gelebt haben! Oft sind es nur unscheinbare Dinge. Eine Handbewegung vielleicht, eine besondere Art des Lachens oder Weinens, des Scherzes oder der Freude, und alsbald wird in mir die Erinnerung wach: genau so tue ich heute noch, genau so tat es Großmutter oder Großvater, und jene Geste gar, jener Zug mag Eigenart eines Vorfahren gewesen sein, der nun schon längst zu Staub geworden.

Was Gutes und Schlechtes in den Vorfahren war, es wirkt fort in den Nachfahren. Erfüllt sich die Zeit, und haben Mann und Frau sich zusammengefunden, auf daß im Kinde abermals ein Glied in des Geschlechtes Kette sich füge, so aufersteht, was wir längst schon in Nichts gerastert wähen.

Gutes und Schlechtes wirkt in jeder Familie, in jedem Geschlechte, von Glied zu Glied, und alle tragen sie hieron ihr Teil. Das eine mag überwiegen oder das andere, das Gute voll sich entfalten haben oder vom Schlechten überwuchert sein — in den Kindern ist den Eltern ein Spiegel gegeben, dessen Bild uns erkennen läßt, wie es um uns selbst bestellt ist, um unsere Familien, um unser Geschlecht, was in ihm lebendig ist an Gutem und Schlechtem.

Freilich, Eltern gibt es, die blicken in diesen lebendigen Spiegel, und obgleich das Bild, das sich ihnen zeigt, jammervoll genug ist, so finden sie doch nur eine Antwort: Was geht es uns an! Wir leben nur eine kurze Spanne, die aber wollen wir nutzen bis auf die Naege und unbekümmert unser Leben genießen. Einmal, so wills des Menschen Schicksal, liegen auch wir halt und stumm, dann aber jalls uns gleich sein, wozu es unsere Kinder getrieben hat. Unser Auge ist dann gebrochen und so wird uns auch nicht scheren, welch Bild der lebendige Spiegel wirft.

Gewiß, so kann man denken, und die Gegenwart offenbart, daß viele Eltern so denken. Der lebendige Spiegel, was anders ist er ihnen als ein lästiges Ding, ein unbequemer Mahner, der gerade dann immer mahnt, wenn man beileide an nichts gemacht sein mag?

Eltern hingegen gibt es, die sagen: Wir leben, um zu hinterlassen, nicht aber, um zu genießen. Ein Leben haben wir empfangen unseren Eltern, die für ihr Teil sich bemüht haben, es gut zu gestalten, sind wir verpflichtet, dieses Leben an unsere Kinder so gut weiterzugeben, wie wirs gerade vermögen. So wollen wirs halten, nicht doch auch in uns das ewige Geis, das Eltern streben läßt, ihre Kinder ein wenig weiterzubringen, als sie selber gelangen konnten, mag es hierbei nun um die Förderung der sozialen Stellung gehen oder um die Förderung der Seele, worüber jede Zeit und jeder Mensch ihre eigenen Gedanken haben.

Mein Kind, du mein lebendiger Spiegel! Was in unserem Geschlechte durch die Zeiten geworden ist, was ich nun bin in Gut und Schlecht, spiegele du es wider! Wie das Bild, das du mir zuwirfst, auch sein mag, nicht stolz will ich sein, aber auch nicht zaghaft. Ernst und mutig vielmehr will ich das Werk gehen und für mein Teil daran schaffen, auf daß des Spiegels Bild einmal so schön sein werde, wies unserm Geschlechte nur gegeben. Werde ich selbst die Spur meines Wirkens auch nicht mehr schauen, so wird sie doch meinen Enkeln künden, daß ich nicht vergebens gelebt, und sie — des bin ich gewiß — werden dann vor ihrem Kinde verweisen und auch meiner gedenken.

Und so werde ich leben, wenngleich mein Leib längst zu Staub zerfallen.

Kinderkrankheiten

Von Walter Schumann.

Der diesjährige Sommer mit seinen stark wechselnden Temperaturen und häufigen Niederschlägen förderte die epidemischen Kinderkrankheiten in geradezu katastrophaler Weise. Fast das ganze Jahr hindurch waren die Krankenhäuser mit Scharlach, Diphtherie oder maulbrunnenerkrankten Kindern überfüllt. In manchen Gegenden treten diese Seuchen noch heute so stark auf, daß ganze Schulen geschlossen werden müssen. Die Mütter leben in steter Angst und Sorge um ihre Lieblinge.

Kinderkrankheiten! Wie kommt es, daß Erwachsene an Scharlach, Malaria, Diphtherie, den typischen Krankheiten des Jugendalters, nur in den seltensten Fällen erkranken? Es ist eine Frage, die eine Erklärung unbedingt erforderlich macht. Gewiß gibt es viele Erwachsene, die bereits in der Jugend die eine oder andere dieser Krankheiten überstanden haben und nun zeitlebens gegen diese Infektion immunisiert sind. Es bleiben aber doch noch Menschen genug, die weder in der Jugend noch später von Kinderkrankheiten befallen werden, obwohl eigentlich niemand unter normalen Verhältnissen der Ansteckungsgefahr entgeht. Man hat vergebens die Kinder der Ansteckung mit Malaria ausgelegt, um innerhalb der Familie das notwendige Uebel mit einem Male zu absolvieren — in der Ansteckung trat nicht ein. In ein und derselben Familie kann es also zwei Kategorien von Kindern geben; solche, die für die Infektion empfänglich sind, und solche, die nicht angesteckt werden. Solche Fälle kommen häufiger vor, als der Laie ahnt. Auch bei spinaler Kinderlähmung sind viele Kinder nicht empfänglich für die Ansteckung. Es ist beobachtet worden, daß Kinder, die auf der Straße spielen und mit vielen Altersgenossen zusammen sind, nur geringe Neigung zur Ansteckung besitzen. Das beweist auch die Tatsache, daß in überfüllten Arbeitervierteln Kinderkrankheiten relativ weniger vorkommen als vom Lande. Wie andere Beobachtungen ergeben, kommt die medizinische Wissenschaft zu der Folgerung, daß die Anfälligkeit der Ansteckung wächst, je einfarmer die Menschen wohnen.“ Eine Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung ist in der Tatsache zu suchen, daß Kinder, die jemals mit maulbrunnenerkrankten Altersgenossen spielen, durchaus gesund bleiben, weil sie von ihren Freunden denselben Schutz gegen die Krankheit erwerben, den die einmal erkrankten gemeinsamen Spielgefährten besitzen, und daher für ihr ganzes Leben gegen z. B. Malaria geschützt sind. Es gibt noch andere Beispiele, die das bestätigen. So hat das neugeborene Kind von der Mutter her einen Schutz gegen alle derartigen Krankheiten, der Wochen und Monate wirksam ist. Ferner ist es erwiesen, daß ein Erwachsener, der in der Jugend die eine oder andere Kinderkrankheit durchgemacht hat, gesunde Kinder gegen die ihm einst anhaftende Krankheit immun machen kann, wenn er sich Blut abzapfen läßt und dieses in Serum vermischt den Kindern einimpft.

Kinderlaunen

und ihre Bekämpfung

Jähzorn, Leichtsin, Geiz sind Uebel, die den Menschen in seiner größten Unvollkommenheit brandmarken. Trotzdem lassen sich Personen mit derartigen Charaktereigenschaften vor der Umwelt ertragen. Dagegen gibt es eine Menschenklasse, die man infolge ihres Benehmens lieber gehen als kommen sieht.

Es sind die Unverträglichen, die Eigensinnigen, die Launenhaften, die sich als Serren aufstellen und doch nur Schlägen ihrer minderwertigen

Jugend Skizze von Valeska Cusig

Gerda fühlte sich alt, verbraucht von der Schwere der Zeiten. Ja, eine ungeheure Schwere belastete sie. Nichts konnte sie darüber hinwegtäuschen, nicht die Liebe, die Rücksicht des Vaters, nicht die Zärtlichkeit der heranwachsenden Kinder. Sie war von einer Müdigkeit befallen, einer Schlaflosigkeit an Seele und Gliedern, die sie befremdete. „Ich werde alt“, sagte sie sich, wenn die Abspannung sie bei der Arbeit überfiel, am Herd, in der Waschküche, und sie wiederholte es, wenn sie im Spiegel der welken Haut, dem kummervollen Gesicht begegnete.

In diese feierliche Notzeit fiel eine Nachricht, die sie in heftigen Zersplitterung versetzte. Tante Elisabeth, hundertfünfzig Jahre alt, war gestorben. Sie hatte das Geld zu einer Reise, einem Ausfluge ins Gebirge, oder an der See verwendet. „Ich fand Dich erschreckend gealtert bei meinem letzten Besuch“, schrieb sie, „Du mußt etwas für Dich tun, ich wünsche es, Geh“, wußte Du nicht, aber geh. Trenne Dich von Haushalt, Mann und Sorgen, damit Du wieder kampffähig wirst. Bist Du erst an dem von Dir gewählten Ort, sende ich noch einmal 500 Mark, aber nicht eher!“

Gerda seufzte! Tante Elisabeth meinte es gut gemeint! Aber durfte sie, Gerda, an sich denken? Von unten herauf, durch das geöffnete Fenster schallten die Stimmen der Kinder. Stahl sie ihnen nicht etwas, wenn sie ging? Aber die Tante gab ja das Geld nur unter der Bedingung!

Gerda hatte Peter Santen im dritten Kriegsjahr geheiratet. Unverwundet kehrte der junge Offizier nach Friedensschluß heim, aber Stellung und Zukunft waren vernichtet. Er mußte einen anderen Beruf wählen und studierte. Doch das Vermögen ging verloren und schwere Zeiten begannen. Gerda verlor den Mut nicht, aber sie wurde matt — „alt“, wie sie es nannte.

Als sie dem Gatten Tante Elisabeths Botchaft überreichte, stimmte er mit den Kindern ein. Indem er ging, schenkte er Gerda ein kleines Geschenk — heute quälte es sie. Sie begriff Liebesmüde nicht mehr. So bedurfte es nicht weiterer Überredung von Seiten des Mannes. Gerda fühlte selbst, daß sie fort mußte. Flucht war die einzige Rettung.

Sie reiste zunächst nach Berlin, um ihre vernachlässigte Kleidung aufzufrischen. Dann wollte sie an die See fahren. Rita, die Freundin, empfing sie in Begleitung einer anderen jungen Frau und deren Gatten auf dem Anhalter Bahnhof. Alle drei begrüßten sie mit vie-

lem Lachen und Scherzen. Aber die Scherze verprügelten unter ihnen, Gerda ließen sie kalt. Sie erfuhr, daß Rita in Scheidung lebte und dadurch wieder jung und glücklich geworden war. Gerda fühlte sich so angegriffen, daß sie nicht einmal staunen konnte. Sie glaubte sich zu erinnern, daß Rita ihren Gatten aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet hatte. Aber sie war sehr hübsch und — jung, diese drei Jahre ältere Rita.

Die junge Frau, die Gerda mit empfangen hatte und die ohne Rita gar nicht leben zu können schien, kam am nächsten Morgen wieder, und beide eröffneten dem Gast, daß er „so“, d. h. in dieser Kleidung unmöglich an der See oder in Berlin auftreten könne. Der Rock sei viel zu lang, der Schnitt völlig unmodern. Als Gerda einwendete, daß sie sich zu alt für die kaisertreue Tracht hielt, lachten die beiden anderen: es gäbe gar keine alten Frauen mehr! Wenn sie sich nur gemauert haben würde, könnte sie es mit der Jüngsten aufnehmen. Mit Scherzen und Lachen, mit liebevoller Gewalt zwangen sie Gerda zu den kurzen Kleidchen, zu feidenen Strümpfen, zu Stiefelschuhern zu Puder und Schminke. Welch von Natur, im Augenblick zu abgepannt, fügte sie sich dem fröhlichen Drängen. Nur als man ihr langes, blondes Haar zur Schere verurteilen wollte, lehnte sie sich zur Wehr. Hier blieb sie fest. Und wenn sie in den Spiegel sah, fand sie sich tatsächlich verschönt. Die welke Haut war von Creme und Puder gespannt, die Lippen gerötet — wahrhaftig, sie sah jung aus, nur ihr Herz blieb alt. Man führte sie in Kino und Kabarett, in heitere Kaffeehäuser mit Jazz und Tanz. Sie wurde gefeiert, sie tanzte, und die Pulse flogen. Aber sie fühlte, daß dieses Leben nicht von der Freude am Rhythmus kam. Wenn sie darüber klagte, lachte Rita: „Das ist das Ungewöhnliche! Warte nur, in einigen Wochen bist Du innerlich so jung, wie Du aussiehst!“

„Aber es gibt keine Schminke für das Herz“, entgegnete Gerda wehmütig.

Da schalt Rita die Unverbesserliche. Die beiden jungen Frauen begleiteten Gerda an die See, und hier, in einem eleganten Badeort, wurde das übermüdete Treiben fortgesetzt. Man badete am Morgen, ruderte am Nachmittag und tanzte am Abend, immer in lachender, heiterer Gesellschaft.

„Daß sie immer nur lachen und tanzen können!“ jammerte Gerda oft.

Aber sie warf sich mit hinein in diesen Strudel, weil sie glaubte, die fliehende Jugend dabei halten zu können. Sie seufzte sich nach

dem fiebernden Gefühl, jung zu sein! So suchte sie sich an dem Beifall hübscher Männer zu erfreuen und sich für die Jazz-Musik — war es denn Musik? — zu ermannen, an dem ruhelosen Leben Gefallen zu finden. Doch während sie fühlte, daß die Winde des Meeres, die Bäder in den kalten Wellen ihre Glieder stärkten, ihre Nerven stärkten, mußte sie feststellen, daß in ihrer Seele eine Leere gähnte, eine Ohnmacht, die von keiner Jazzkapelle, keinem Mummenschanz verschleudert wurde.

Ihr begann vor Puder und Schminke zu grauen. Sie vernachlässigte ihre Haut, wie Rita feststellte. Ja, es machte ihr Spaß, das Antlitz öfter ohne Falten dem Meereswinde preiszugeben.

Und eines Morgens sah sie allein auf der Düne. Sie war des Lachens, des Scherzens, der ewigen Wiederholung des Maskenpiels unter den Menschen so satt — sie hatte sich ausgeschloffen aus dem Familienbade. In dieser Stelle des Strandes war es um diese Stunde einsam. Das tat ihr wohl. Sie sah, das Haupt in die Hand gestützt, und starrte in die Ferne, in diese immer lebende, in tausend Farben tönende schillernde Flut.

„O, jung sein — jung! Noch einmal jauchzen können wie die Vögel und die Bienen!“ dachte sie. Tränen tropften über ihre Wangen, die sich wieder gerundet hatten und nun auch ohne Schminke blühten.

Da hörten Schritte sie auf. Sie wandte unwillig den Kopf. Wer drang in ihre Einsamkeit, trieb sie aus ihrem Frieden? Die Sonne blendete — sie legte die Hand über die Augen. Und sie erschrak. Aber freudig rann der Schrecken durch ihre Glieder. War das nicht Peter — ihr ewig junger, strahlender Peter Santen? Mit Wolf und Lure, den Kindern? Ja, sie waren es! Und mit einem Mal fühlte Gerda die Ketten des Alters zerpringen — fühlte sich befreit, jung. Jauchzend sprang sie auf. Fast erschrocken über den Laut, der ihrer Kehle entglitt, wirklich, sie konnte noch jauchzen — jauchzen wie der Vogel in den Ästen, die Welle im Sonnenglanz.

Mit ausgebreiteten Armen empfing sie die ihr entgegenkommenden. „Namen empfing sie die ihr entgegenkommenden!“

„Wir wollten Dich überraschen, Liebling. Bist Du auch stark genug, uns zu tragen?“ „O, ob sie war! Aber ausdrücken konnte sie es nicht. Das Glück raubte ihr die Sprache. Ehe sie wußte, wie ihr geschah, tollte sie mit den Kindern über die Düne, warf sich in den Sand und ließ sich von ihnen necken.

Das war die Jugend, die seltsame, jauchzende Jugend, die mit den Kindern zu ihr zurückgekehrt war. Und niemals mehr würde sie dieses Glück an anderen Orten suchen!

wieder andere sind vom Reimnachteusef befallen — dann gibt es Despoten unter den Hausfrauen; es gibt unselbständige unter ihnen, die um jede Kleinigkeit sich noch hier und da Rat holen müssen und ungezügelt ande-

„Vernünftigkeit“ und „Verhätelung“ sind in den meisten Fällen die Tugenden der Launenhaftigkeit. Dem „Reichthum“ wird jeder Wunsch erfüllt, jeder Stein aus dem Wege geräumt. Mütter! Ihr begehrt damit den größten Fehler in der Erziehung. Ihr macht sie launenhaft und unselbständigen Menschen, die es im Leben selten zu etwas bringen und außerdem von jedermann gemieden werden.

Zum Heil ihrer Kinder, ja oft zu ihrer Lebensrettung muß jede Mutter der Launenhaftigkeit ihrer Lieblinge strenge Zügel anlegen. Nicht mit dem Wechsel von Strenge und Nachgiebigkeit kann ihrem Entstehen gesteuert werden, sondern lediglich durch das Gleichmaß der Einwirkungen vernunftgemäßer Erziehung. Dem Kind darf nie das Bewußtsein kommen, sich als den Mittelpunkt zu betrachten. Viel mehr muß ihm von früh an die unausweichliche und unabänderliche Unterordnung unter den Willen verständiger Erwoachsender zum Bewußtsein gebracht werden. Vor allem aber dürfen Eltern und Erzieher selbst nicht launenhaft sein; denn der Nachahmungstrieb des Kindes würde trotz aller Erziehung dem schlechten Beispiel folgen.

Die Rückwirkung von Hausfraueigenheiten auf das Personal

Von Gertha Ebert.

Hausfrauen können sehr verschieden sein. Die einen sind wahre Mütter an Säuslichkeit, andere verdienen kaum den Namen Hausfrau

oder mittel Unfähigkeit seitens ihres Mannes zu klagen haben.

Und je mehr Persönlichkeit eine Hausfrau besitzt, umso stärker wird ihre Einstellung auf die ihr Unterstellten wirken.

Das ist gut, weil es eine Entlastung für sie bedeutet; aber — das verpflichtet auch. Dazu nämlich, sich zu prüfen!

Wenn eine Hausfrau ihrer Hausangehörigen Vornahme macht, beispielsweise wegen zu großer Bangsamkeit, so dürfte am Ende jene im Stillen bei sich denken: „Nun, du selbst bist ja langsam in der Arbeit! Wie beschämend für die Hausfrau, die nicht einmal eine Abnung von dieser Feststellung ihres Mannes hat!“

Jede Hausfrau tut gut daran, sich einmal daraufhin zu prüfen, ob nicht am Ende sie selbst einen Fehler hat, den sie bei ihrem Mann rügt. Vielleicht dürfte sie da bei eifrigem Urteil die Beobachtung machen, daß dieses selbe Mädchen ja erst in ihrem eignen Hause sich diese Untugend angeeignet hat?

Umgekehrt wird es für sie eine Genugtuung bedeuten, wenn es sich um etwas Gutes, Nachahmenswertes handelt.

Darum: Selbsterziehung auch für eine Hausfrau, wo es noch nötig ist, und welche unter ihnen wollte behaupten, daß sie — vollkommen wäre?

Herbsthüte

Von Hilde Hanna Gitter-Gutter.

Seien wir ehrlich: die Alleinherbst der Mode der kleinen Filzhüte, die vor drei Jahren aufkam und sich seitdem mit wenigen Veränderungen erhalten hat, wurde nachgerade bedrückend. — Erst der heurige Sommer brachte eine Veränderung und Modistin und Käuferin atmeten auf. Man wurde es erst nachher gewöhrt, wieviel man entbehrt hatte. Jegliche Individualität war von der Uniformmode der gleichförmigen Kopfbekleidung gebrochen gewesen. Kein Wunder, daß sich die Sympathie dem wieder aufkommenden „persönlichen“ Gut zuwendet. Die Herbstmode der Hüte läßt den schöpferischen Gedanken breiten Raum und preßt die Hutform — wohlwollenderweise — in kein Modell. „Erlaubt ist, was gefällt“ und das, was die Hutformen für den Herbst vorbereitet haben, kann uns wirklich gefallen.

Man trägt: Am Vormittag den randlosen kleinen Hut, der ein Ohr gänzlich frei läßt und die Stühle des vormittäglichen Kostüms durch eine sportliche oder solche Filzmäße ausfüllt. Außerdem aus 2 Millimeter breiten Filzstreifen geflochtene Hüte, die weich gearbeitet sind und je nach Laune und unter Berücksichtigung des dazu angelegten Kleides bald vorn oder seitlich, auch rückwärts hinaufgeschlagen getragen werden.

Am Nachmittag zum dunklen Kleid mit Verrin der größeren Hut aus Samt. Da für den Herbst dunkle Nachmittagskleider, also durchaus ruhige Töne kreiert werden, erlaubt sich der große Samthut, der manchmal sogar eine etwas phantastische eigenwillige Hutform aufweist, deren Format bis zum Wildwest-Hutmerkt ansteigt, einen Ausflug ins Farbenspiel und werden stark leuchtende Bänder und Seil-Hüte (wie ein wegen seines Glanzes als „Gommensant“ bezeichnetes Material lautet) sich bald der Gunst der Damenwelt erfreuen.

Am Abend: Die unverändert anbauernbe Bubenkopfmöde brachte es mit sich, daß die Frauen in diesem Jahre mehr denn je hütlos gingen, so daß der Abendhut gänzlich ins Hintertreffen geraten war. Nun will man nicht mehr auf dieses zierende Attribut verzichten und hat zu einer Hutform gegriffen, die den meisten Frauen zu Gesicht steht, zum Turban. Es ist heute so, daß der Turban direkt am Kopf bei der Anprobe von der Modistin gewinkt und dann durch die nötigen Stiche zusammengehalten wird, so daß man zu jedem Gefichtsmittel die ergänzende Abendbedeckung komponiert.

Herbstlicher Jahreszeit und dem nahenden Winter entsprechend trägt man also vor allem Filzhüte und zwar zum Unterschied von den sommerlichen Filzen, ganz langhaarige, sogenannte „englische“ Haarfilze (die aber meist England nicht gesehen haben, sondern in ihrer wunderbaren Schmiegbarkeit deutscher Fabrikant sind), und dann eine neue Verbindung von Filz und Pann, möglichst auch in zweierlei Farben, die durch die Stumptheit des Filzes und das feine Peitschen des Samtes sehr aparte Kontrastwirkungen erzielen läßt. Die eigentliche jeden andern Schmuck überflüssig machen.

Modern sind für den Uebergang auch wiederum gelackte Hüte, aus einem stärkeren Material, so schön diese Hüte sind, vertragen sie viel

keinen Regentropfen und keine Schneeflocke. Der Himmel möge uns also für diesen Uebergangshut frohendes Herbstwetter beschicken. Die Turbanen werden aus hauchdünnem Gold oder Silberlamé gemischt, das das Haar durchschimmern läßt, oder aus Belouchiffon in schwarz oder einer Farbband, die zu mehreren Abendkleidern farbenharmonisch in Einklang zu bringen ist.

So vielseitig und verschieden die Form und Material der Hüte, ist auch die Möglichkeit des Aufputzes. Zu den vormittäglichen Hüten aus derben, gemähten Filzstreifen trägt man ein glockiges, flottes Band oder auch, ergänzend zu dem dreieckigen Halstuch, ein zweites Dreieck, leger um den Hutkopf gewunden. Zu den Filz-Pann-Hüten schmückeschnitten, Knöpfe und geometrische Ornamente, durchweg aus Metall, zum Nachmittags- und Abendhut und nur große Steine und wenn man ersten Probesteinungen glauben darf, Rosen aus Strauchfedern.

Bereizte Modelle von Herbsthüten sind überhaupt auf die reizvolle schmückende Wirkung dieser Feder aufgebaut und findet man sie nach Art der geteilten Meuseusen um den Hutkopf gelegt, in der Mitte zur Verlängerung der Federstreifen geknüpft, so daß die zarten Federchen weit über das Ohr und bei einzelnen reizenden Modellen sogar bis zur Schulter reichen. — Auch trägt man für den Abend kleine aus Strauchfederstreifen geknüpft Hütchen, die ganz entzückend aussehen.

Die Herbsthüte sind durchweg niedriger gemodelt und lassen zwischen dem Haar und dem Hutkopf nur einen ganz geringen Zwischenraum. Die Rückkehr der Hutform, des Hutmaterials und des Hutmachens zu annähernd einem klein wenig koketter Weiblichkeit, hängt mit der allgemeinen Umstellung der Frau zur Mode zusammen. Man lehnt es ab, betont „streng“ (als letzter Ueberrest der maskulinen Note) zu sein, und gibt sich lieber anständig, annütig und großzügig als edel, wieder „Frau gemachene“ Frau!

Angst vor Giftpilzen

Wir stehen mitten in der Pilzzeit. Der gesundheitliche Wert der Pilze ist uns allen zu Genüge bekannt; ihre Schmackhaftigkeit desgleichen allgemein anerkannt; dennoch können also die Pilze zu einem regelrechten Volksnahrungsmittel werden, wenn man aber eben den verhältnismäßig nicht hohen Preis dafür (meistens im Vergleich zu ihrem hohen Nährgehalt) und im Hinblick darauf, daß sie stark giftig, in Betracht zieht. Wenn das dennoch nicht der Fall ist, so liegt der Grund hierfür hauptsächlich darin, daß noch allzu viele angestrichene Gemüter eine Pilzergiftung fürchten. Zugabe, daß immer noch hin und wieder solche vorkommen, so stellt sich doch, wenn man nachforscht, in den weitesten Kreisen heraus, daß durchaus nicht immer eigentliche Giftpilze die Schuld tragen, sondern oftmals schon verdorbene, sonst aber eßbare Pilze die Vergiftungserscheinungen hervorgerufen. Bisweilen war auch eigener Reizhunger die Ursache, b. h., man hatte selbst, ohne das genaue Kennzeichen vom Unterschied der Giftpilze und der eßbaren Pilze zu haben, gekostet.

Daß Pilze sehr leicht in Gärung übergehen, wenn es heiß ist, muß beachtet werden; darum lieber eine Portion, die nicht ganz frisch ist, formwerfen, als das Risiko der Gefahr auf sich nehmen. Desgleichen darf ein schon fertiges Pilzgericht nicht tagelang aufbewahrt werden. Das Pilzgift ist ein außerordentlich starkes, dem eigentlich nur noch Fischgift gleichzustellen wäre. Alle bekannten Mittel, um zu erproben, ob etwa Giftpilze unter den eßbaren sein könnten, und es gibt deren unzählige — wie z. B. das Hineinlegen eines silbernen Föfchels, der, falls Giftpilze darunter sind, anlaufen soll, — die bekannte Zuckerprobe, die Probe mit dem gekochten Eiweiß u. u. u. — alle diese Mittel sind durchaus nicht zuverlässig, darum sei dringend von ihnen abgeraten. Auch die Annahme, daß ein Pilzgericht, wenn es einen eigentümlichen Geruch verströmt, giftige Pilze enthalten müsse, ist nicht zutreffend. Letztere können genau so gut riechen, auch im gekochten Zustande, wie die echten Pilze.

Seit Jahren werden in verschiedenen Städten sogenannte Pilzwanderungen von erfahrenen Kennern, oft auch Damen, veranstaltet, an denen jeder unentgeltlich teilnehmen kann. Diese Wanderungen sind ebenso interessant wie lehrreich, zudem noch eine gesunde und frohe Abwechslung für das Einzelne des Hausfrauenlebens. Sie verdienen einen weit größeren Zupruch, als er ihnen in Wirklichkeit zuteil wird. Jeder kann sich hier Rat holen und soviel lernen, als er braucht, um selbst einmal

zu sammeln, oder doch — wenn es sich um gekaufte Pilze handelt — zu unterscheiden zwischen eßbar und schädlich. Auch haben diese Wanderungen den Vorzug, daß sie weit anschaulicher, als es Bücher vermögen, belehren. Wer keine Gelegenheit hat, an ihnen teilzunehmen, kaufe sich ein Pilzbuch, das er für wenige Groschen erleben kann. Jedenfalls wird es ihm wichtige Anhaltspunkte geben.

Nicht unerwähnt sei, daß Pilzgerichte schwer verdaulich sind, bedingt durch ihren hohen Nährwert. Kindern soll man nicht zu große Portionen davon geben. Ein sogenanntes „Sich-Essen“ dürfte bei Pilzen schon ein Ziel bedeuten; davon wird sich mancher schon überzeugt haben.

Getrocknete Pilze haben sehr viel von ihrem Nährgehalt eingebüßt, sind auch, da sie lange hochgen müssen, viel weniger schmackhaft.

Noch ein letztes, wo es sich um Selbstkammern handelt. Meist werden beim Sammeln nämlich die ganzen Pilze mit der Wurzel ausgegraben; das ist verkehrt. Man soll sie über der Erde abschneiden, da sie nachmachen. Gebühte Sammler pflegen das auch schon zu tun. Es geschieht im Allgemeinen, wenn man nach dieser Vorschrift verfährt.

Ohne etwa leichtfertigkeit die Gefahr beim Gebrauch von Pilzen abzumildern, sollte man andererseits danach streben, die oft unnötig verbreitete Angst, sich durch ein Pilzgericht zu vergiften, nicht aufkommen zu lassen. Wenn auch die meisten Pilze oder wenigstens sehr viele unter ihnen einen Parallelsatz haben, d. h. einen solchen, der ihnen sehr ähnlich sieht (wie Gierbock, Morchel, Pfifferling u. u. u.), so wird doch jeder Kenner sofort den Unterschied zwischen dem echten und dem Giftpilz feststellen können. Es wäre gut, wenn alle Hausfrauen dazu beitragen, daß dieses wichtige Nahrungsmittel die Verbreitung fände, die ihm gerechterweise zukäme.

Dr. P. R.

Plauderei über Wandbehänge

Von Kunstgewerbetlerin Erna Finke-Altena.

Daß der Wandbehang ein feiner, geübener und je nach Ausführung und Ausarbeitung auch kostbarer Zimmer Schmuck ist, dürfte uns allen bekannt sein. Der Gelegenheitskäufer, der hat. Sonderguth auf der Prella zu besichtigen, und mit Aufmerksamkeit durch den Ausstellungsraum der Wiener Hofapotheken und den der drei herrlichen Gobelins gegangen ist, konnte beobachten, mit welcher Sorgfalt schon im frühen Mittelalter geschickte Hände mit den primitivsten Mitteln Kunstwerke von bleibendem Wert schufen. Die Zeichnung soll Karikatur, die Farben einfach und klar. Dazu gelegte Fäden wurden durch Seidestricke festgehalten. Die einfache technische Verarbeitung entspricht der Zeichnung und der Farbenwahl. Das Ganze wirkt flächhaft, aber durchaus harmonisch und fein durchdacht. Andere kleine Bildteppiche kann man in Kreuzstichen ausgeführt sehen. Stufenweise lassen sich mit dem Fortschreiten der Jahrhunderte auch die Fortschritte in Gestaltung und Auffassung verfolgen. Im 16. Jahrhundert widmete sich die Familie Gobelin in Paris der Herstellung kostbarer Wandbehänge, und die nach ihrem Weberverfahren gefertigten Stücke führten fortan den Namen Gobelins. Man versteht unter ihnen kunstvoll gearbeitete Teppiche mit Landschaftsbildern oder figuralen Szenen, besonders zur Bekleidung von Wandflächen dienend. Berühmt sind die Gobelins nach den Kartons von Raffael. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Warum soll unsere Zeit noch der vielen Entgleisungen, die sich breitmachen, nicht in der Lage sein, dennoch unser Vorbildern Gleichwertiges oder mit Hilfe unserer weiter entwickelten Technik und des vergünstigten Aufwands noch Schöneres zu schaffen? Wie oft bieten uns doch die Natur oder unmittelbare Eindrücke Anregung genug, die uns veranlassen könnte, in ein schönes Objekt einen maßvollen, künstlerischen Ausdruck zu bringen. Denken wir einmal an die anheimelnden deutschen Wälder, Jagdbilder oder näherliegend an die Alteneur Burg. Sie ist wohl romantisch und schön genug und ganz dem Wesen unserer engeren Heimat angepaßt, daß es sich lohnen würde, zur Fertigstellung eines solchen Wandbehanges die erforderliche Singabe und Mühe aufzubringen. Und später werden all die kleinen und großen Opfer vergessen sein, die wir vor Jahren brachten, bei dem Gedanken, daß unsere Generation gerade in der Zeit der Erniedrigung unseres Volkes Werke schuf, welche sogar von Kennern als gut oder noch mehr bezeichnet werden können. Das mag vielleicht vermessen klingen. Doch